

1. Schmarotzer auf Achse

Man wechsele Länder und Namen, achte auf gute Manieren, dann verwandelt sich die Welt in Knetmasse, die man beliebig formen kann. Terry Bratchett

Oft werde ich gefragt, wie ich mir denn all die Reisen leisten kann. Eine Frage, die mich nicht nur langweilt, sondern mir zugleich verrät, daß mein Gesprächspartner nicht unbedingt ein Lebenskünstler ist. Meine Tips wären demnach sowieso nichts für ihn. Wissen aus zweiter Hand ist ohnehin nicht des Künstlers Sache. Ein Lehrer oder ein Handwerker mag aus Büchern lernen, ein Erfinder oder ein Künstler muß seine Erfahrungen selbst machen.

Für wen schreibe ich also dieses Buch, wenn ich schon selbst der Meinung bin, daß sein Inhalt der Wirklichkeit nicht das Wasser reicht. Ich schreibe es für all diejenigen, die sich mit Goethes „Ein Blick ins Buch und zwei ins Leben, das wird dem Geist den rechten Weg wohl geben“, anfreunden können.

Und so antwortete ich geduldig auf die Frage – die deutscheste aller Fragen – nach den Kosten für meine Reisen:

„Wenn du lange unterwegs bist, kannst du alles daheim auflösen. Fixkosten für Wohnung, Telefon, Kneipen und Bordelle entfallen. Das Eingesparte steckst du direkt in die Ausstattung des Fahrzeugs, in den Treibstoff und die Bestechungsgelder. Daß die Verpflegung unterwegs weit billiger ist, versteht sich von selbst.“

Viele Leute stimmen mir zwar zu, können aber nicht so recht mit meiner Philosophie etwas anfangen. Für diese Zeitgenossen sind folgende Offenbarungen ohnehin nichts. Sie können sich nicht vorstellen, daß meine Reisen mir weit weniger kosten, als manch einem von ihnen ihr gestreßter Arbeitsalltag.

Um beim Reisen nicht nur den großzügigen, nach Geld förmlich riechenden Prototouristen abzugeben, sondern auch ab und zu etwas abstauben zu können, braucht man eine Strategie – jene Kunst sich zu kratzen, bevor es juckt. Man muß zugreifen, wann immer sich die Gelegenheit bietet, ist mein Motto dabei. An Stränden lassen sich immer ein paar Dollar Extra machen, wenn man etwa von den Sommerfrischlern für Liegestühle und Sonnenschirme Geld kassiert, noch ehe der wahre Besitzer der Strandmöbel selbst daran geht, es zu tun. Freilich oft läßt sich die Nummer nicht wiederholen. Und eigentlich auch nur, wenn man sowieso gerade wegfahren will. Falls man doch als Falschkassierer enttarnt wird, ist es wichtig eine gute Ausrede für sein Tun zu haben.

Mehr als praktisch ist die Tatsache, daß für Reiseleiter und Busfahrer das Essen an Raststätten und Restaurants oder sogar die Lebensmittel im Supermarkt frei sind. Besitzer eines Reiseleiter-Ansteckers, ob nun mit Gruppe oder privat unterwegs, werden deshalb kaum verhungern müssen. Auch kulturelle Veranstaltungen, wie Theater und Shows, können mit einem Reiseleiternachweis kostenlos besucht werden. Systemüberlister werden von konventionellen Geistern bewundert. Auch wenn diese es nie zugeben würden. Ich spreche nicht von der Mitnahme der Seife und des Handtuchs aus dem Holiday Inn, dem Entfernen des Bestecks aus dem Hilton oder etwa der Decke, des Kulturbeutels, der Hausschuhe und des Kopfhörer aus einem Flugzeug. Denn ich will hier nicht von der Ausstattung eines Hotelsesselpuppers sprechen, sondern von der eines Abenteurers.

Auf den Straßen der Welt bedarf es einer gewissen Grundausstattung. Wir das ist meine Frau – die beste Ehefrau von allen – wie ein bekannter schreibender Kollege zu sagen pflegt und – das bin ich. Sicher: Eine Partnerin auf die Reise mitzunehmen, ist wie mit einem Ständer Bier in der Kneipe aufzutauchen; zwar befriedigend billig, doch gleichzeitig schäbig erniedrigend. Aber auch wenn die Liebe als Hemmschuh aller Reiseabenteuer gilt, sieht man sie selbst als eine Reise, so wird der Wert der Fremde, durch sie verdoppelt.

Alles Weitere steht und fällt mit dem Besitz eines Fahrzeugs. Denn hat man sich erst einmal von der Masse der Rucksackreisenden abgehoben, kommen Einladungen und Offerten wie von selbst. Wer nämlich in der Dritten Welt ein Auto besitzt, ist ein Halbgott. Und niemand läßt sich die Gelegenheit entgehen, Götter bewirten zu können. Wenn die nur wüßten wie billig unsere Karre war und wie preisgünstig wir sie ausgestattet haben, hätten wir bald das Göttliche verloren.

Zum Beispiel unser Warndreieck. Es wäre sicherlich falsch, eine Weltumrundung ohne eines zu wagen. Aber wozu ein Warndreieck kaufen, wenn die Dinger doch die Straßenränder pflastern. Wir hatten sogar das Glück ein Warndreieck von einem älteren Herren, der da mitten in der Wüste stand und heftig winkte, geschenkt zu bekommen. Wir hatten es eigentlich eilig, doch getreu dem Motto – steh dir selbst am nächsten und laß die Kluft zu anderen doch schrumpfen – konnten wir nicht einfach vorbeifahren:

„Es muß dem alten Knaben wohl langweilig sein“, bemerkte ich meiner Frau gegenüber, „will wohl ein Pläuschchen halten.“

„Ja“, meinte meine Frau, „aber laß uns auch gleich sein Warndreieck für ihn mitnehmen, er scheint es hier vergessen zu haben“

Gesagt, getan. Mit einem tollkühnen Einsatz aus dem fahrenden Wagen schnappte sich meine bessere Hälfte das Dreieck. Dann rollten wir langsam auf den Alten zu. Doch was war das? Er fuchtelte jetzt ganz aufgeregt mit den Armen und stampfte mit den Beinen. Dem Rumpelstielzchen ähnlich, erweckte er den Eindruck eines zwangsneurosen Epileptikers. Die Sache wurde uns langsam mulmig. Auf Anraten meiner Frau entschloß ich mich, auf Nummer Sicher zu gehen und lieber nicht zu halten. Wir taten gut daran. Es war das einzig Richtige voll aufs Gaspedal zu treten und den Wahnsinnigen sich selbst und der Gluthitze zu überlassen, denn als wir vorbeifuhren zeigte der Hypochonder sein wahres Gesicht. Er warf sich gegen unser Auto, wurde ein Stück mitgeschleift und faselte wirres Zeug:

„Wasser, ihr Scheißkerle, ich krepriere. Der Satan möge euch im Himmel schmoren, ihr unmensschlichen Monster.“

Bevor er aufgab und ohnmächtig auf der Straße liegenblieb, verlor er gänzlich seine Beherrschung und auch den letzten Rest seiner guten Kinderstube:

„Straßenterrorisierendes Elstergesocks, meuchelmordendes Pack und Ausgeburt eines vermoderten Beelzebubs!“

Alles was recht ist, aber die letzte Bemerkung war zu viel. Und wenn ich ursprünglich auch zurücksetzen wollte, um dem Alten doch noch zu helfen und um ihm wenigstens einen Schluck Wasser zu geben, so übermannte mich in dem Moment das Gefühl, daß diesem Gefolgsmann nur auf eine Art geholfen werden kann. Ich legte also den Rückwärtsgang ein, mit den Worten:

„Verrecken sollst du, du tugendloser Unhold!“

Das Auto machte einen kräftigen Satz, als wir das erste Mal über ihn hinwegfuhren. Doch das Geholpere wurde von Mal zu Mal geringer und nach einer halben Stunde war fast keine Bodenunebenheit unter den Reifen unseres Wagens mehr zu spüren. Anders hätten wir dem armen Irren nicht helfen können. Denn zu jener Zeit hatten wir noch kein Verbandszeug.

Jedenfalls hatten wir nun ein brandneues Warndreieck. Der Alte konnte es ja ohnehin nicht mehr gebrauchen.

Schon bald sollten wir auch Verbandszeug bekommen: Wenige Tage später trafen wir auf unserer Reise auf eine Massenkarambolage. Es ging zu wie in einem Ameisenhaufen; jeder versuchte jedem zu helfen und erreichte damit allenfalls das Gegenteil. Eine Weile dem bunten Treiben zuguckend, beschlossen wir uns ebenfalls nützlich zu machen und da unsere gemeinsame Erkenntnis darin bestand, daß zu viele selbsternannte Chirurgen, Orthopäden und Internisten den Brei nur verderben, sorgten wir für eine erhebliche Dezimierung der überall verstreuten Verbandskästen. Das Rettungspersonal, das erst Stunden später eintraf, hätte uns diese glorreiche Tat bestimmt

reichlich entgolten. Wir ersparten nämlich den Leuten von der Ambulanz die zeitraubende Arbeit der Abnahme falsch angelegter Verbände. Ebenso ersparten wir ihnen die Behandlung vieler Verletzten, die dank unserer Hilfe einen schnelleren Verblutungstod fanden. Doch wahre Retter brauchen keinen Dank. Wir setzten unsere Reise fort, noch ehe die Ärzte da waren. In der nächsten Stadt eröffneten wir einen Second Hand Laden für Verbandszeug.

Schon bedeutend schwieriger gestaltete sich die Beschaffung eines Feuerlöschers. Erstens, weil nicht so häufig Autos abbrennen, zweitens solche Autos nie einen Feuerlöscher dabei haben und drittens man sicherlich gerade nicht zur Stelle ist, wenn einmal ein Auto brennt. Es ist dies eines der wenigen Male, wo ich manipulieren mußte, um etwas zu bekommen. Und ob Sie es mir glauben oder nicht, liebe Leser, ich habe deshalb immer noch Gewissensbisse:

Ein alter Rolls Royce lenkte meine Aufmerksamkeit auf sich. Ein Blick ins Wageninnere bestätigte mir, daß er mit einem Feuerlöscher ausgestattet war. Im Nu war eine Lunte gelegt und ein Plastiksprengsatz, den ich vor langer Zeit bei einer Tunnelbausprengung geborgen hatte, unter dem vollen Tank des Rolls angebracht. Die Zeit des Wartens wurde zur Ewigkeit, denn bevor ich loslegen konnte, mußte ja der Besitzer des Rolls Royce erscheinen, um das panzerverglaste und diebstahlgesicherte Fahrzeug zu öffnen. Ich sagte mir: Was solls, laß dir Zeit, alle hetzen, nur die Götter haben die Ruhe. Ich war wohl gerade eingenickt, als ich urplötzlich durch ein äußerst versoffenes Gegröhle aufgeschreckt wurde. Ich traute meinen Augen kaum: ein Trunkenbold machte sich am Rolls Royce zu schaffen. Nur der Butler, auf den er sich stützte, zeichnete diese Verbrechervisage als den rechtmäßigen Fahrzeugbesitzer aus. Trotz, daß ich mich immer davor hütete gegen Unmenschen die gleichen Empfindungen zu haben, wie diese gegen ihre Mitmenschen haben, jetzt wußte ich, richtig gehandelt zu haben. Die Welt würde mir dankbar sein, wenn dieser Mafioso draufgehen würde. „Wenn das Böse überleben kann, so liegt das daran, daß die Guten nichts dagegen tun“, dachte ich und schon flog das Trio von Wagen, Diener und Herr in die Luft. Der schwere Rolls Royce ruckte nur leicht von Fleck und ging im selben Moment lichterloh in Flammen auf. Der Butler wurde meterweit über den Teer geschleift. Halb ausradiert und endlich zum Stillstand gekommen, macht er einen kläglichen Eindruck. Diesen Eindruck unterstrich er noch durch ein unkoordiniertes Zucken seiner Glieder. Sein Herr landete unterdessen bombensicher, mit dem Kopf, in einer Astgabel verankert. Das heißt, vielmehr als sein Kopf war da eigentlich auch gar nicht mehr. Der Rest seines schwammigen Körpers war bei der Detonation gleichmäßig über das Buschwerk der Umgebung verteilt worden. Tod durch Mehrteilen des Körpers und gleichzeitig durch den Strang, dachte ich. Der Bandit hatte großes Glück, mich als seinen gerechten Henker gefunden zu haben.

Der stark mitgenommenen Butler sah, daß seinem Herrn nicht mehr zu helfen war. Er wälzte seinen beinamputierten Körperreste zum Feuerlöscher, der bei der Explosion aus dem Wagen katapultiert worden war. Ich konnte ihn noch rechtzeitig genug davon abhalten ihn zu benutzen, indem ich an seine Vernunft appellierte: „Freundchen, du wirst doch nicht etwa noch das Feuer durch den Druck der Düse ausbreiten wollen, hm?“

Um ganz sicher zu sein, kickte ich den Feuerlöscher aus den Händen des Butlers direkt in meine Arme. Zusätzlich versetzte ich dem Butler einen kräftigen Tritt in den Hintern, der ihn kurz und schmerzvoll außer Gefecht setzte.

Der brennende Odtimer tat mir leid. Wie gesagt – er verursacht mir bis heute schlaflose Nächte. Etwas irritierend fand ich auch die Schlagzeile in der Sonderausgabe am Abend:

Anschlag auf Friedensnobelpreisträger Kardinal Earp und Bischof Wazlav

Den Gazetten nach zu urteilen, hatte ich mich also geirrt, zumindest was das verbrecherische Äußere der von mir Exekutierten anbelangt hatte. Beabsichtigt war diese Blasphemie nicht. Sie wäre ja auch nur eine verzweifelte Suche nach Individualität.

Eine Sache mit der man sich täglich auseinandersetzen muß, ist das Auffinden eines kostenfreien Wasch- und Schlafplatzes. Man fährt auf einen Campingplatz, parkt vor den Duschanlagen und erledigt sofort seine Abendtoilette, noch bevor man Gefahr läuft herausgeworfen zu werden. Entschließt man sich zu bleiben, heißt es, sich eine netten Stelle zu suchen und sich vom gegenüberliegenden Ende des Campingplatzes eine Campingberechtigung für das Auto und eine für das Zelt zu organisieren. Meist sind das irgendwelche Aufkleber oder Anhänger. Auf diese Weise ist man in Nullkommanichts legaler Camper und läuft kaum Gefahr entlarvt zu werden.

Wesentlich schwieriger ist schon das kostenlose Übernachten in Hotels. Es setzt voraus, daß man sich unter falscher Reisepaßnummer einträgt. Dem Empfangschef muß man vortäuschen den Paß zum Geldwechsell in der Bank zu benötigen. So über die erste Hürde gekommen, läßt sich meist ein mehrwöchiger Aufenthalt auf Kredit einrichten. Man muß sich nur am ersten Abend gegenüber den Angestellten der Rezeption spendabel zeigen und ihre Sympathie gewinnen. Möchte man nun weiterreisen, tut man es am besten im Schutze der Nacht, ohne großes Shakehands.

„Mit 'nem verklemmten Arsch macht man keinen fröhlichen Furz“, pflegte schon Martin Luther zu sagen. Das gilt auch für das tägliche Organisieren seiner Speise. Günstiger als selber zu kochen, ist es natürlich, einladen zu lassen. Hierfür gibt es, besonders in Indien, eine todsichere Vorgehensweise. Man wähle das vornehmste Haus der Stadt und erkundige sich dort nach irgendeiner Kleinigkeit, wie zum Beispiel Frischwasser für den Kanister. Diese kleine Bitte wird so gut wie nie abgeschlagen. Der hinduistische Aberglaube sorgt für eine weitere positive Entwicklung. So weiß ein jeder Hindu, daß gemäß den Schriften des Ramajana, ein plötzlich auftauchendes fremdes Paar durchaus die Reinkarnation von Gott Krishna, mit seiner Frau Lakshmi sein könnte. Götter aber vergrämt man nicht. Kein Wunsch wird uns abgeschlagen. Ist dem einmal so, so habe ich vorgesorgt: Plötzlich und völlig vergeistigt zitiere ich Leviten aus dem Ramajana. Auf diese Weise kann man sich nicht nur seinen Magen vollschlagen, sondern findet auch noch ein Schlafgemach. Nur übertreiben sollte man dabei nicht. Gute Besucher sind wie Morgentau, erfrischen und bleiben nicht lange.

„Es hat Vorteile keine Freunde zu haben – so werden die eigenen Vorhaben nicht gestört.“ Das muß die Aussage eines Südländers gewesen sein. Denn das Wichtigste für das Überleben in einer unwirtlichen Gegend eines kalten Klimas sind Freundschaften. Hier gibt es keine Infrastruktur für den Fremdenverkehr. Es gibt nur Temperaturen von - 30 Grad. An eine Übernachtung im Freien ist nicht zu denken; es sei denn man sucht den Freitod. Dem war ich oft genug nahe. Den Gefahren zu spotten ist nicht des Menschen Wesen. Nur kraft meiner inneren Stimme schaffte ich manch' Unmögliches. Dabei hält man sich am besten daran, zuerst das Notwendige, dann das Mögliche zu tun und man erreichst das Unmögliche.

„Man wählt Freunde um ihrer selbst willen, wenngleich ihr Ursprung im Nutzen besteht.“ Nie leuchteten mir die Worte des römischen Dichters Epikur mehr ein, als in Sibirien.

Mit Kennerblick steuerte ich auf das größte aller Häuser zu. Wie nicht anders zu erwarten, war es die Wohnung des Dorfvorstehers. (In Südamerika ist es meist der Polizeichef in Asien ein Klanvorsteher oder Kastenführer). Klopfte ich anfangs noch zaghaft an die Tür, so ballere ich bald selbstbewußt und wenn nötig mit meinen Stahlkappenschuhen daran. Die Tür fliegt auf. Ein grimziger Geselle erscheint darin. Mit dem Charme eines Rudolfo Valentino fahre ich dem aufgeburchten Hausherrn in den Fluch.

Ginge es nach seiner Frau, so wäre ich schon längst gemästet, gebadet und gebettet worden. Der Rest wäre wiederum mit Arbeit verbunden.

Doch zurück zur Realität, jener Illusion, hervorgerufen durch ein Defizit an Rausch. Zurück zu dem auf meine Erklärung gespannten Hausherrn.

„Mein Herz ist rein,
das Elektromobil so klein,
bin erster Mensch damit auf Weltfahrt ganz allein!“

Versagt dieser Standardspruch, habe ich noch weitere auf Lager. Auch weniger freundlich Gesonnenen antwortete ich in Versen, zum Beispiel, wenn mich jemand des Hauses verweisen möchte:

„Riskiere nicht ein Blauäuglein,
sei lieb und lasse mich herein,
sonst setzt es etwas ganz gemein.“

Manche verstehen auch das nicht und erweisen damit der sprichwörtlichen Gastfreundschaft ihres Landes keine Ehre:

„Verpiß dich, oder ich ziehe dir nicht nur das Fell über die Ohren“, bekommt man das eine oder andere Mal schon zu hören.

Ich kontere brillant:

„Zieh aus mit Sack und Pack du Schwein,
sonst schlag´ ich dir die Fresse ein,
ich sag Echsenfresser s nicht noch mal, kannst sicher sein.“

Selten, sehr selten kommt es vor, daß auch dieser freundliche Appell keine Früchte trägt. Es folgen Veilchen, eingeschlagene Birnen und dicke Eier. Doch meine Unterkunft ist mir sicher, wenn auch nur im städtischen Krankenhaus.

Nicht jedermann reist im Winter durch Sibirien. Darum sind die beschriebenen Methoden eher etwas für den Extremfall. Mal Hand aufs Herz, den meisten von uns geht es doch lediglich darum, mit möglichst wenig krimineller Energie und Gefahr ein paar Mark zu sparen. Eine Methode entdeckte ich per Zufall. Tatsächlich hatte während eines Fluges von Calcutta nach Bangkok Geburtstat. Und natürlich feierte ich ihn mit der besten aller Reisebegleiterinnen und einer Flasche Sekt. Das wiederum gefiel den Stewardessen so sehr, daß sie sich zu uns gesellten. Wer für die weiteren Flaschen – diesmal Champagner – sorgte, brauche ich wohl nicht eigens zu erwähnen. Die Lehre, die ich aus dieser netten Geste zog, ist natürlich nicht die Tatsache, daß ich fortan nur noch an meinem Geburtstagstage verreise, sondern einfach nur, daß ich an Bord die Crew wissen lasse, daß ich oder jemand aus meiner Begleitung Geburtstag hat.

„Wegen ein paar Flaschen Champagner, was ist das schon“, mögen Sie denken. Recht so! Denn ich denke genau so. Also professionalisierte ich jene Flugzeugerfahrung. „Honeymoon“ ist dabei das Stichwort. Egal wo man ankommt, Flitterwöchner sind überall gerne gesehen. Die besten Zimmer und feinsten Service sind das Resultat in Hotels – ohne Aufpreis versteht sich und oft sogar als Geschenk des Hauses. Auch Kneipen und Restaurants zeigen sich spendierfreudig. Der eigene Geldbeutel wird geschont. Nur unterschätzen Sie die Merkfähigkeit der Einheimischen nicht. Wenn sie im nächsten Jahr am gleichen Ort wieder die „Honeymoon-Masche“ abziehen – dann Gnade Ihnen Gott.

Auch Einzelgänger müssen nicht verzichten. Erprobt und je nach Bedarf variierbar ist folgende Methode: In der Dorfkneipe verwickle ich den nächstbesten Säufer in ein Gespräch, zeige ihm einen Zeitungsartikel in Landessprache und lasse ihn wissen, mein Elektromobil aufladen zu müssen. (Bei dem Interview mit dem Journalisten seinerzeit habe ich vorgesorgt, daß dem Artikel die Angaben zur benötigten Strommenge um ein Vielfaches untertrieben sind.) Da bekanntlich Alkohol zur Gutmütigkeit beiträgt, bin ich in kürzester Zeit nicht nur mit Strom versorgt, sondern auch noch mit einem Abendessen und einem Nachtlager.

Es kam schon vor, daß der zunächst begeisterte Stromspender sich letztlich als Geizhals entpuppte. Vielleicht lag das daran, daß ich nie im Vorfeld verriet, daß ein voller Ladezyklus acht Stunden dauert. Die Zeitspanne gab dem einen oder anderen Säufer die Möglichkeit auszunüchtern und sich Gedanken über seine Stromrechnung zu machen. Um etwaigen Geldforderungen vorzubeugen verteilte ich Visitenkarten. Wie der Name sagt, berechtigen sie zu einer Visite. Und wer würde schon von einem potentiellen Gastgeber in Deutschland etwas verlangen? Die Gedanken der meisten Parasiten gehen sogar noch weiter. Sei freuen sich schon insgeheim auf eine Aufenthaltsgenehmigung für Deutschland. Sie rechnen damit, mich und mein Haus als Domizil für ein einträgliches Gastarbeiterdasein zu mißbrauchen. Sie schmieden Pläne darüber, wie sie ihre Familie, ja ihre Ganze Sippschaft, zu mir verfrachten könnten. Aber nicht mit mir Söhne einer Bluteigel. Ich habe vorgesorgt. Die Visitenkarten sind natürlich falsch und die Anschrift darauf mit der Adresse des BGS – Abteilung Illegale Einwanderungen – identisch.

Einmal habe ich mich vor jenem BGS-Gebäude auf die Lauer gelegt. Ich wollte alte Freund wiedersehen. Und da war auch schon Igor aus Kaliningrad. Allein sondierte er die Lage. Nur seine nervösen Zuckungen um die Schläfen und ein leichtes Vibrieren der Kiefermuskulatur verrieten seinen Zorn. Doch mit dem Zorn verhält es sich so wie mit der Trauer. Sie belasten uns mehr, als ihre Ursachen. Sagen konnte ich ihm das nicht. Ich tat besser daran, in meinem Versteck zu bleiben.

Auch Ali aus dem Souk von Aleppo umkreiste in respektvollem Abstand das Gefängnis zur Aufnahme von Grenzverstößlern. Er hatte seine mehrköpfige Familie dabei. Ein Jahr mag vergangen sein, seit ich bei ihm gewesen war. Mittlerweile hatte er drei Wechselbälge mehr und seine Frau verzog heftig das Gesicht beim Einsetzen der Wehen einer weiteren Geburt. Die Wüstenbewohner müssen eine kürzere Tragezeit haben, dachte ich. Alis tiefende Mundwinkel verrieten derweil seine Unbeherrschtheit. Geistesabwesend fluchte er auf arabisch. Nur meinen Namen – ein Pseudonym versteht sich – konnte ich immer wieder aus dem Kauderwelsch heraushören.

Einen wahrhaft himmlischen Anblick bot Kanack, ein Taxifahrer aus Togo. Er muß sein Taxi gegen einen Kleintransporter eingetauscht haben. Denn ein solches Gefährt voller brüllender, ihn verwünschender Verwandter wurde gerade von den Beamten des BGS umzingelt. Kanack zitterte am ganzen Körper, hatte weißen Scham vor dem Mund und rechnete mit dem Allerschlimmsten. Kein Wunder, sein Klan war pleite. Alles haben sie zusammengekratzt, um den Lastwagen und das Geld für die Reise bis nach Deutschland aufzubringen. Diese Schandtät von Kanack konnte nur mit Blut gesühnt werden. Kanack wußte, daß er das Opfer sein würde, sobald man seine gesamte Sippe wieder nach Togo abgeschoben haben würde. So ist das nun mal im Woodoo-Glauben.

Aus der Geschichte des armen Kanack und noch einiger Leidgenossen kann man nur den Schluß ziehen: Vertraue nie einem Fremden und schon gar nicht seiner Visitenkarte.

Nicht immer ist meine Vorgehensweise so durchdacht wie bei der Visitenkarte oder dem manipulierten Zeitungsartikel. Manchmal verhilft der Zufall vor Ort zu guten Ideen. Einmal blieb ich mit meinem Elektromobil liegen. Die Batterien waren leergefahren. Ein Dorf befand sich nicht in der Nähe. Nicht einmal eine Stromleitung, wie ich sie das eine oder andere Mal schon direkt angezapft hatte. Es blieb mir nichts anderes übrig, als sich abschleppen zu lassen. Die Entfernung bis zum nächsten Haus mit einem Stromanschluß war beträchtlich. Was noch wichtiger war, es lag ein Paß

dazwischen, der gegenüber dem Flachland ein Vielfaches der Ladung gekostet hätte und somit auch viel Ladezeit. Nur logisch und durchaus nicht verwerflich war die Konsequenz, die ich aus diesem Abschleppen für die Zukunft zog: Ich stoppte vor jeder größeren Steigung, kramte mein Abschleppseil hervor und ließ mich unter dem Vorwand, leerer Batterien zu haben, hinaufschleppen. Bedenkt man, daß Bergfahrten bis zu fünf mal mehr Strom verbrauchen als die Ebene, wird klar, daß per Abschlepp meine Reichweiten je Ladezyklus sich im Bergland beträchtlich vergrößerten.

Richtige Schnorrer gehen noch weiter – auch ohne Elektromobil. Besonders in dünnbesiedelten Gebieten täuschen sie auf halber Strecke zwischen zwei Werkstätten eine Panne vor. Damit riskieren sie nicht zurückgeschleppt zu werden und sparen jeweils die Hälfte des Sprits.

Der Leser merkt schon, daß jetzt wieder Tips für Urlauber – ohne Elektromobil, Flugdrachen oder Ähnlichem – angesagt sind. Hier einer davon: Jeder Mensch hat normalerweise ein Hobby. Ist erst einmal den lokalen Club dieses Hobbys gefunden, findet sich auch die Einladung zum Übernachten. Schließlich ist man ja Mitglied einer großen Familie. Ich, als Karateka, ging sogar soweit, Judo-Clubs aufzusuchen. Einige unerlaubte Tritte verrietten mich zwar, doch führte man das auf meinen fremdländischen Stil zurück. Als sich jedoch nur ein Kendo-Club finden ließ, flog meine allzu freie Hobbydeutung auf. Kein Wunder – nie zuvor hatte ich mich im Stockkampf versucht. Jetzt lagen zwei Kendo-Kämpfer vor mir und versauten mit ihren blutenden Platzwunden den schönen Mattenboden. Noch bevor die Ambulanz und damit womöglich die Polizei eintreffen konnte, empfahl ich mich ohne Aufsehens, auf die für meine Bescheidenheit so typische Art – durch die Hintertür.

Noch eine todsicher funktionierende Methode etwas Geld zu sparen, ist das Bezahlen mit großen Banknoten an Mautstellen. Meist haben die Wegelagerer kein Wechselgeld und man wird Wohl oder Übel durchgewunken. Etwas sicherer, dafür aber auch zeitraubender ist das Behaupten, daß man keine Landeswährung hätte, da man ja nur auf Transit sei. Dieses sollte man bekräftigen durch das Zeigen eines Bündels von Rubeln oder sonst irgendwelcher inflationärer Noten. Zum Aussteigen genötigt, vertrödelt man so eine ganze Weile am Straßenrand; kommt aber auf lange Sicht immer ungeschoren davon, zahlt also höchstens in einer Währung, die kaum der Rede Wert ist.

In manchen Ländern ist es extrem rentabel seine Devisen nicht bei den offiziellen Wechselstuben einzutauschen, sondern den Schwarzmarkt zu bemühen. Hierbei verrate ich dem routinierten Reisenden nichts Neues und gähnend ist er geneigt, die nächsten Zeilen zu überspringen, doch hab' acht, vielleicht kennst du den eigentlichen Trick doch noch nicht. Es kommt nur darauf an, irgend jemanden zu finden, der Reiseschecks ohne der eigentlich notwendigen zweite Gegenunterschrift einwechselt. Das ist wichtig. Denn wenn die Schecks wieder auftauchen, ist damit mehr oder weniger bewiesen, daß sie auch wirklich unfreiwillig abgegeben wurden. Nach dem erfolgten Tauschgeschäft, muß man nur noch die Nummern der „gestohlenen“ Reiseschecks melden. Eine persönliche und sofortige Vorsprache beim zuständigen Kreditunternehmen beschleunigt die Beschaffung der Ersatzschecks natürlich ungemein. Nicht selten erhält man sofort seine Ersatzschecks und kann in der Reisekasse eine wundersame Verdoppelung seines Reisebudgets feststellen. Oft sollten derartige Transaktionen nicht gemacht werden – höchstens alle drei Jahre. Das Kreditinstitut wird sonst hellhörig. Deshalb tausche man immer eine größtmögliche Summe ein.

Apropos Verdoppelung – die Schwarzmarkttauscher sind ihrerseits wundersame Halbierer. Vorsicht ist geboten. Ihr Trick besteht darin, ein Geldbündel, doppelt um den Mittelfinger gewickelt, auch doppelt durchzählen zu können, ohne daß es der Tourist merkt. Also, am besten gleich und voller Selbstbewußtsein auf die richtige Summe pochen und immer erst das Gebotene nachzählen, bevor man sein eigenes Geld aus den Händen gibt.

Nun eine kleine Merke für Volontäre und Berufsanfänger. Auslandserfahrungen im Beruf haben werden bekanntlich von den Personalchefs gern gesehen. Hier bieten insbesondere die zahlreichen Entwicklungsprojekte in der Dritten Welt eine Möglichkeit, Erfahrungen zu sammeln. Es ist zwar eine Gewisse Zeitinvestition, die aber lange nicht dem Zeitaufwand für unbezahlte Praktika in Deutschland entspricht. Man muß lediglich sein Interesse und seinen Wissensdurst durch das Stellen blöder Fragen bekunden. Dann stehen einem sämtliche Türen der Organisation offen. Als ein seiner Zeit bequemer Student, darf ich an dieser Stelle, nicht ganz ohne Stolz behaupten, die meisten meiner Praktikumsbestätigungen, in gutem Einvernehmen mit den Leitern solcher Projekte, gefälscht zu haben. Zugleich legitimierte sich so meine Reiselust vor meinen Eltern, denn was dem Studium dienlich ist, wurde von ihnen akzeptiert und auch noch finanziert. Das ist die Welt der Erwachsenen – sie lügen und wollen angelogen werden. Ich aber lege das Lächeln der Lüge über die Fratze des Lebens und hüte mich davor diese Zeilen meinen Eltern zu widmen.

Doch es gibt auch noch andere Vorteile, die sich aus dem Kontakt mit Entwicklungshilfeorganisationen ergeben. Vornweg sind dies die Kantinen und die Bars – man wird beide zu schätzen wissen, nach wochenlanger Abstinenz und dem Fraß der einheimischen Küche – ganz gleich in welchem Land man sich gerade befindet. Ebenso genießen kann man den Swimmingpool und den Fitnessclub sowie ein Telekommunikationsbüro, das mich immer wieder dazu verführt, Freundschaften am anderen Ende der Welt zu knüpfen. Last but not least steht einem manchmal auch der Fuhrpark samt ein paar „Sklaven“ zur Verfügung. Der koloniale Geist hat sich nämlich in diesen hermetisch abgeriegelten und vollklimatisierten Refugien humanitärer Entwicklungshilfe weitestgehend erhalten.

Ein Spezifikum meiner Reisen war stets die Suche nach Neuem, nach „Veränderung“. Jede Veränderung ist ein Schritt in eine andere Welt. Aber auch die Möglichkeit Altes zu vergessen und Neues zu beginnen. Ich handelte stets gegen das Motto: „Wie du heute urinierst, so lebst du fort und dann krepierst.“ Ob ich nun der erste Mensch war, der mit einem Elektromobil die Welt umrundete oder der erste Pazifiküberquerer im Jet-Ski, die Medien waren damit stets zu fesseln gewesen. Leider macht die Presse und das Fernsehen kein Geld locker für Individualisten, obwohl sie gerade diesen Pionieren ihre Daseinsberechtigung verdanken. Was soll's, das Fernsehen verblödet die Gesellschaft, schlimmer noch es kriminalisiert sie. Ich sage immer: Fernsehen kreierte keine Psychopathen, es macht sie nur kreativer. Allenfalls ein Essen für eine Story ist allemal drin. Also vereinbarte ich Interviews in Gourmetlokalen. Keiner gab sich die Blöße, mich nicht einzuladen. Lächerlich auch – allein das Erscheinen eines Kamerateams kostete ja bereits das Mehrfache dessen, was ich bestellen konnte. Während das Fernsehen für meine Kost verantwortlich war, konnte es sich die Presse nicht nehmen lassen, für die Logis aufzukommen. Um ihr Gesicht gegenüber dem Erzfeind TV zu wahren, wurde gleich eine Hotelsuite mobilisiert. Nur in touristischen Orten, an denen ich mich länger aufhielt, informierte ich auch das Radio. Natürlich nicht ohne Gegenleistung. Freikarten für irgendwelche Attraktionen oder Ausflüge gab es immer.

Wo Medienrummel ist, da ist auch Werbung. Und Werbung kostet. Eine Einsicht, die nicht auf meinem Mist gewachsen ist. Je nachdem, was ich gerade brauchte, bat ich darum auf meinen Pressekongressen. Benötigte mein Elektromobil einen Satz neuer Reifen, so kam ich mit der Firma Good Year ins Gespräch. Neue Batterien stellte VARTA und Unmengen an Bargeld wurden mir von Elektrohändlern zugesteckt. Na ja, jetzt übertreibe ich wohl. Beim Thema Werbung war wohl doch der Wunsch der Vater des Gedanken.

Selbst ist der Mann, sagte ich mir. Du kommst auch ohne Medien und Sponsoren aus. Mit einer Kamera, etwas Phantasie und ein bißchen Glück, kann man durchaus seine Defizite sanieren, wenn auch das Bargeld erst daheim lachen wird. Man braucht dazu nur ein paar photogene Modelle, die in Indien zum Beispiel, für einen Apfel und ein Ei, vor jedem Tempel herumlungern. Ich spreche von den heiligen Saddhus oder Babas, die nicht nur originelle Kleider tragen, sofern sie überhaupt

etwas anhaben, sondern durch übermäßigen Drogenkonsum, für alles aufgeschlossen sind und keinerlei Skrupel haben. Selbst wenn daheim keine Abnehmer für die Fotos zu finden sind, macht allein ihre Anfertigung die Sache zu einem Heidenspaß. Und wer an der Originalität meiner Filme zweifelt, kann sich getrost meine Archive anschauen: Zum Beispiel immer wieder improvisierte Schlägereien, deren Organisation mir kaum etwas kostet und für die ich auch keinen einzigen Stuntman benötige. Das fand ich erst per Zufall heraus. Nämlich, als ich einmal eine Münze fallen ließ und feststellte, wie schnell so kleine indische „Mauglis“ sein können. Die Münze tickte auf und konnte kaum ein zweites Mal den Boden berühren, da schossen auch schon mehrere von ihnen aus ihren Ecken. Sie zankten sich nur kurz in einem wilden Getümmel und verschwanden mit meiner Münze, ebenso rasch wie sie aufgetaucht waren. Seither sammle ich Kleingeld und mache mir hin und wieder ein Höllenvergnügen daraus, dieses wie zufällig zu verlieren. Das klirrende Geräusch am Boden läßt sämtlich Kinder Indiens oder auch Afrikas aufhorchen und ich habe bald einen stattlichen Zug von kleinen, schmutzigen Afrikanern hinter mir versammelt. Es ist sogar so etwas wie eine festliche Stimmung zu vernehmen – vergleichbar der Stimmung vom Sankt Martinstag, nur daß die Lampions fehlen. Dafür ist mehr „Action“ angesagt. Immer wenn eine Münze zu Boden fällt, starten die wildesten Raufereien. Und um eine richtige Massenschlägerei mitzuerleben, brauche ich nur eine Hand voll Pfennige in die Meute zu schleudern. Sie kratzen, beißen und bespuken sich, treten sich mit Füßen ins Gesicht und kämpfen um ihr nacktes Überleben. Alles ist erlaubt, nur keine Waffen. Und auch Werkzeuge, Steine und sonstige Hilfsmittel habe ich untersagt. Es soll schließlich ein fairer Kampf bleiben. Kind gegen Kind und alle gegen alle, was zählt ist Einsatz, nur so läßt sich etwas im Leben erreichen. Ganz gleich ob es sich dabei um einen Pfennig oder die halbe Welt handelt. Und das Gute daran ist, daß sowohl die Kinder, als auch ich davon profitieren. Die Kinder ergattern einen Pfennig, wenn sie Glück haben, versteht sich. Was mich anbelangt, brauche ich mir keine teuren Boxkämpfe anzuschauen, sondern habe hier auf der Straße viel mehr Freude. Und ich brauche das Ganze nur zu filmen und komme damit sogar noch in die Presse und in das Fernsehen. Schnell noch die passende Schlagzeile: „Jugendbaden terrorisieren Nairobi“ oder „Massenschlägerei in Lome“ und dann nur noch einsenden an die Nachrichtenagenturen. Leicht verdientes Geld, sage ich Ihnen. Doch man kann nicht immer nur für sich denken. Darum inszeniere ich solche Aktionen primär für das Wohl der Kleinen. Sie haben somit die Möglichkeit, sich auf eine ehrliche Art ihr Brot zu verdienen. Sie brauchen währenddessen nicht zu klauen, nicht zu betteln und treiben derweil sogar noch Sport. Und ich bleibe meinem Grundsatz treu, niemals das Bettlertum zu unterstützen. Schon gar nicht, wenn es sich dabei um Kinder handelt. Denn auf diese Weise erzieht man sie ja regelrecht zu Bettlergesellen. Und das verdirbt den Charakter.

Ein weiteres Beispiel aus meinem Bildarchiv wäre eine gestellte Hinrichtung auf dem Platz des Himmlischen Friedens in Peking. Als Blut verwendeten wir eine Feuerzangenbowle, in Mischung mit Tabasco-Soße. Gott brannte das Zeug in den Augen der Modelle. Ich fürchtete schon, daß sie wirklich das Zeitliche segnet. Die abgeschlagenen und rollenden Köpfe, die auf meinen Bildern zu sehen sind, besorgten wir uns aus dem städtischen Leichenschauhaus. Die Zuordnung zu ihren Rümpfen hat den Behörden noch Monate nach den Dreharbeiten Probleme bereitet. Das war auch der Grund dafür, daß man mir ein lebenslanges Einreiseverbot für China erteilte. Es wurde allerdings erst ausgesprochen, als ich bereits außer Landes war, da man meine Rache fürchtete, die Rache des „Teuflischen Leichenschänders“, als ein welcher ich in die chinesische Geschichte einging. Ebenso nett ist das Motiv von Hunderten bloßärschigen Moslems, die zum Gebet versammelt, in der Roten Moschee von Lahore in Pakistan den Boden küssen. Die Rekrutierung der Massen war in diesem Fall nicht ganz kostengünstig, doch die Bilder erbrachten in allen namhaften Hetzblättern gegen den Islam große Gewinne. Daß mein Name sich seither gleich neben dem Salman Rushdie, auf der Exekutionsliste des iranischen Revolutionstribunals befindet, ist Künstlerpech.

Mein größtes Werk ist aber sicherlich der Videoclip über eine Massenvergewaltigung vor dem Taj Mahal. Selbst meine Frau fand diese Idee ein wenig befremdend und weigerte sich, mir beim Einkauf der Jungfrauen behilflich zu sein. Als Vergewaltiger hatten sich Tausende von Freiwilligen gemeldet. Viele von ihnen waren leprakrank. Sie sahen die Möglichkeit, wenigstens ein Mal im Leben Sex zu haben. Insofern fasse ich diese meine surrealistische Inszenierung durchaus als eine soziale Tat auf. Zumal die meisten Leprosen sich dabei so übernahmen, daß sie noch an Ort und Stelle den Löffel abgaben. Die Stadt Agra hindesssen erweiterte sein kulturelles Angebot um einen neuen Rotlichtbezirk. Zukünftige Generationen von Indern und auch von Touristen werden es mir danken. Große Taten verlangen eben große Einsätze und so manch kleines Opfer.

Besonders eine Szene des besagten Videoclips ist mir ans Herz gewachsen, so daß ich sie immer noch ab und wann als Betthupferl einlege: Es ist da ein Leprakranker zu sehen, der in seinem sexuellen Übereifer seinen Schwanz verliert. In seiner Ekstase, merkt er aber nichts davon und ejakuliert förmlich aus dem Nichts heraus. Das Mädchen – ein sich sträubender Backfisch, erst einmal von seiner faulenden Last befreit, zuckt vor Schreck mit den Schamlippen. Dabei schießt der in ihr steckende Penisrest des Leprosen torpedoartig heraus und schlägt in einen der Türme des Taj Mahal ein. Die Erde bebt, Blitze zucken nieder und der Turm neigt sich zur Seite. Seitdem ist Indien um die Attraktion des Schiefen Turmes von Agra bereichert. Ein touristischer Magnet ohnegleichen, und die Fremdenführer geben ihre persönlichen, kleinen Geschichtchen zum besten. Sie erzählen von Bramas Zeichen für eine Welterneuerung im Sinne des Doppelten Phallus oder berichten von Vishnus Pimmelregen.

Neben zahllosen kleinen Gaunereien, wie etwa dem Kassieren von Gebühren für Strandliegen und Sonnenschirme, noch bevor dies der zuständige Strandwirt selbst tut, ist nach wie vor der Mädchenhandel der spannendste und zugleich lukrativste Zuerwerb auf Reisen. Erst einmal die moralischen Bedenken abgebaut, gelangte ich schnell zu der Erkenntnis, damit sogar noch vielen Frauen einen Dienst erweisen zu können. Zu dieser Einsicht kam ich sonderlicherweise in Europa, im Gespräch mit Molly, einem Monster von Frau:

„Ach, als Mann kannst du so viel erleben und die ganze Welt bereisen. Ich bin immer auf einen Macker angewiesen“, jammerte Molly.

„Aber Schätzchen dein Macker meint es doch gut mit dir. Du putzt und wäschst nur. Er muß dich schließlich beschützen. Ein fairer Deal, findest du nicht“, warf ich ein.

„Das ich nicht lache“, entgegnete sie, „ich mußte ja auch noch kochen, spülen, die Karre instand halten und alle Rechnungen bezahlen.“

Was will die Schlampe bloß, dachte ich für mich, ahnt die überhaupt, was heutzutage eine Bodyguard kostet. Ich schaute den arischen Golddrausch-Doppelzentner an und verteidigte stellvertretend ihren Macker, ja die ganze Gattung Mann:

„Nun ja, dafür mußte er dich ja auch noch bumsen.“

Der Germanokoloss fuhr auf wie eine Furie:

„Das ist es eben, er konnte gar nicht, war zu schlapp und versteckte seinen Winzling unter seiner Bierwampe, ehe man sich ihm überhaupt nähern konnte. Und wenn er schon 'mal brünstig war, gestaltete der Geschlechtsdepp das Vorspiel wie einen Knetwettbewerb. Und er kam so schnell wie eine Rakete. Nur der Druck glich eher einem tropfenden Wasserhahn als einer Rakete, wobei sich der Flachwichser damit entschuldigte, daß er seinen Druck bereits beim Zerkneten meiner Möpfe abgebaut hätte. Gott weiß, meine Titten wissen heute noch ein Lied davon zu singen.“

Ich staunte nicht schlecht über die Wortwahl dieser Frau und dachte für mich:

„Wärst du bloß nicht so schrecklich fett, so könntest du jetzt die Talente eines begnadeten Liebhabers am eigenen Leib zu spüren bekommen“.

„Ach“..., beruhigte sie sich langsam wieder und kam ins schwärmen, „...ich hätte so gern mal einen krumsäbligen Berber, einen hüpfenden Massai oder einen Thai im Sarong tief in mir gespürt.“

Das Biest wurde mir immer sympathischer, Gedanken schossen mir durch den Kopf und ich entschloß mich, ihr einen der Wünsche zu erfüllen. Bei meiner nächsten Reise sollte sie dabei sein. Die Bedingungen, die ich an sie stellte sollten sie nicht überfordern. zusätzlich zu den bereits von ihr selbst erwähnten Aufgaben, mußte sie sich bereit erklären, mich täglich zu massieren und den Wagen über die schwierigen Teilstücke zu schieben. Ich hasse es, das Getriebe unnötig zu strapazieren.

Unterwegs hielt ich sie auf Brot und Wasser, was ihrem voluminösen Körper gut tat. Jetzt boten auch schon vorlaute Kameltreiber bis zu zwölf Kamele für meine „Schöne“.

Ihre Augen leuchteten. Noch wußte sie nicht, was sie davon halten sollte und nicht wie darauf zu reagieren sei. Sie verkroch sich schüchtern hinter meinem Rücken. Ich hielt sie weiterhin auf Abstinenz. Es wirkte, wie ich es mir ausgemalt hatte: Sie wurde lüstern, geil, frivol. Das sprach sich herum, denn die Wüste hat bekanntlich Ohren. Aus den trostlosesten Winkeln der Sahara, kamen die Hadschis, um sie zu beäugen und nicht zuletzt um sie zu kaufen.

Ich blieb vorerst noch cool und zeigte den Kaufinteressenten lediglich die kalte Schulter. Freilich Alis Hubschrauber, seine Villa in Florida und sein Anteil an Fort Knox als Gebot für Molly reizten mich schon. Doch ich pokerte gelassen weiter und spielte den Desinteressierten.

Ganz plötzlich war es dann so weit. Molly ging mir gewaltig auf den Wecker, obwohl sie sich mittlerweile wirklich zu so etwas wie einer begehrenswerten Frau gemausert hatte. Doch ihr Geruch, ihr Teint und ihre zottlig verklebten Strähnen verursachten nach wie vor ganze Serien von Brechreizen in mir. Ich brachte sie auf Hochglanz und steckte sie in das Glitzerzeug einer Bauchtänzerin.

„Wir gehen zu einer Hochzeit“, sagte ich, wobei ich nicht einmal zu lügen brauchte.

„Fein, wer ist die Glückliche?“ fragte Molly in ihrer naiven Art

„Eine Weiße, die einem Beduinen die Ehre erweist“, erzählte ich weiterhin die Wahrheit.

Die Aushandlung des Brautpreises begann mit dem üblichen Kamel als Erstgebot, während ich etwas übertreibend das US-amerikanische Heer beehrte.

„Wo ist die Braut?“ krächzte die furchtbare Stimme Mollys neben mir. Sie fing an etwas zu ahnen und verlor dermaßen schnell ihr bißchen Reiz, daß ich mich beeilen mußte, das gräßliche Chamäleon endlich abzusetzen. Doch meine Befürchtungen waren unbegründet, denn je mehr sich Mollys Metamorphose über einen Frosch zu einer Kaulquappe vollzog, um so rasender wurde Hadschi und seine Gebote. Schließlich schlug ich ein – bei dem Gebot eines Daimlers 600 SEL, einer Yacht – leider war es die „Rainbow Worrier“ – und dem Handelsmonopol über den Hafen von Singapur.

„Ich hole dich ab, sobald du deinen Spaß gehabt hast“, tröstete ich die Kaulquappe und bekam sogleich, in einem treudoofen Lächeln, ihre Naivität bestätigt. Es war das erste und zugleich das letzte Mal, daß ich das schleimig rotzende Wesen küßte. Dann übergab ich sie feierlich ihrem zukünftigen Gatten.

Ich kannte Hadschis Vorliebe für Marquis de Sade, auch wenn er noch nie von jenem gehört hatte. Mit dem einem Knie im Rachen und mit dem anderen im Unterleib seiner Spielgefährtinnen, vollzog er seinen legendären und bis weit über die Grenzen seiner Sippe bewunderten Tittenfick. Ich ahnte, daß sein ganzer Eunuchenstab schwer beschäftigt sein müsse, wenn es darum ging diese Lieblingsstellung Hatschis vorzubereiten. Ich kann aber selbst nur eine vage Vorstellung davon vermitteln, da ich nie das Glück hatte, dabeizusein. Hadschi nannte diese Stellung, den überspannten Bogen. Dabei müssen die Beine der Frau an den Beckengelenken ausgekugelt werden und so weit nach hinten geklappt werden, daß sie leicht an die Hände hinter dem Rücken gefesselt werden können.

Um, bei raschen Stellungswechseln, Mißverständnisse und Verletzungen für sich auszuschließen, pflegte Hadschi auf den Bauch seiner Frauen ein deutliches Zeichen für Oben einbrennen zu las-

sen. Meilenweit hörte ich noch das Rascheln der schleifenden Ketten. Auch die Rutenschläge waren zu vernehmen. Der alemannische Koloß quiekte, brüllte und schlotterte mit der Zunge. Dem folgte ein satanisches Stöhnen und ein Röcheln, wie das einer Hündin bei ihrem Frischlingswurf. Und als ein feuchtes Jodeln der geheimnisvollen Geräuschkulisse die Krone aufsetzte, wußte ich, daß Hadschi sein sadomassochistisches Pendant in Molly gefunden hatte. Für mich begann eine große Karriere als Mädchenhändler, mit der denkbar besten Reklame.

Doch jede Karriere geht einmal zu Ende. Um etwas Neues zu beginnen, wagten schon Abertausenden den Sprung in das Land der unbegrenzten Möglichkeiten. Bevor man dort das große Geld macht, kann man in Amerika ganz gut über die Runden kommen. Dem eingeweihten Reisenden ist nichts Neues verraten, wenn man ihn auf die segensreiche Einrichtung der „Happy-hour“ – der feuchtfrohlichen Stunde – aufmerksam macht. Mancherorts heißt sie auch „2x1“ oder wenn man viel Glück hat auch „3x1“.

Mit der Zeiteinheit, einer Stunde, hat die feuchtfrohliche Stunde nicht unbedingt etwas zu tun. In Accapulco bedeutet Happy-hour beispielsweise, daß man die halbe Nacht drei Drinks zum Preis von einem bekommt. Von Happy-hour zu Happy-hour stürzend kann man Abend für Abend, wenn man sich auskennt auch rund um die Uhr, billig abstürzen. Weit seltener, doch der Suche Wert sind Happy-hours mit Snacks. Das bedeutet immerhin ein ganzes Büfett oder zumindest eine Salatbar. Die Speisen sind meist in täglichem Wechsel irgendeinem Motto unterstellt. Man ißt abwechslungsreich: Fisch am Montag, italienisch am Dienstag und chinesisches am Mittwoch. Das alles ist wohl gemerkt kostenlos, sofern man nur einen Drink nimmt.

Eine weitere Methode Geld zu sparen, sind die „All-you-can-eat“ Angebote. Sicherlich ist das nichts für Gourmets, aber ein guter Zeitvertreib ist es allemal. Den halben Abend bin ich damit beschäftigt, das Meiste aus meiner pauschal bezahlten Rechnung herauszuholen. Nach dem siebten Nachschlag bin ich endgültig K.O. Vor lauter Geschmackskonfusionen im Mund kann ich nicht nachzuvollziehen, was wohl für das fürchterliche Drücken im Magen verantwortlich ist. Nur ins Bett, ist mein einziger Gedanke. Mit hängender Wampe schlepe ich mich zu meiner Schlafstätte. Das beansprucht die zweite Hälfte des Abends. „Warum so lange“, fragt sich der Leser. In Anbetracht meines kolossalen Umfangs ist kein Taxifahrer bereit, sich der Gefahr eines vollgekotzten Wagens auszusetzen. Selbst mit eingezogenem Bauch kann man den erfahrenen Taxifahrer nicht täuschen. Wohl oder Übel muß man per pedes nach Haus. Übrigens, die All-you-can-eats befinden sich leider nie in der Nähe von Jugendherbergen. Denn diese gelten weltweit als Brutstätten potentieller Vielfresser.

Apropos Jugendherberge. Es gibt nichts Besseres, um kostenlos zu nächtigen. Nach dem man sich eingeschlichen und ein freies Bett okkupiert hat, kontrolliert keiner mehr nach. Nach und nach kann ich meinen Platz sogar ausweiten. Eine eigens von mir entwickelte Technik besteht im gleichmäßigen Verteilen meiner Kleider über den ganzen Raum. Meine Nachbarn aus den Betten ringsherum verziehen sich allmählich. Das ganze läßt sich mit bräunlich verfärbten Slips und einschlägig duftende Socken noch beschleunigen. Und schon bald genieße ich das zwölfbettige Zimmer als Einzelzimmer ohne Aufschlag.

Doch zurück zu All-you-can-eat. Ein weiterer Vorteil besteht darin, daß man sich danach den Besuch einer Diskothek sparen kann. Man wird nämlich den Versuch zu tanzen, kein zweites Mal wagen. Von den anderen Discobesuchern ist man sofort als ein Opfer eines All-you-can-eat-Abends geoutet. Sie winden sich vor Lachen bei meiner Soloeinlage a la tanzendes Faß.

Ebenso mißlich ist mein Versuch, einen Foxtrott auf das Parkett zu legen. Die Wampe zum Bersten gefüllt und weit von mir gestreckt, tue ich mich sehr schwer, meine Partnerin zu führen. Um ehrlich zu sein, unsere Hände können sich kaum berühren. Mein Bauch dazwischen ist zu voll.

Falls Sie, meine Herren, nun meinen, man muß ja nicht unbedingt tanzen, man kann sich ja an der Bar animieren lassen, so seien Sie gewarnt: Auch das wird eine Schlappe. Sie fühlen sich wie kurz vor dem Erbrechen und wie Erbrochenes sind dann auch die Damen, die man in so einem Zustand zu fesseln vermag. Vergessen Sie's!

Am nächsten Morgen ist man gerädert. Man leidet unter Verstopfung. Die Schrimps vom dritten Nachschlag, samt Kruste und Schwanz verzehrt, blockieren den Durchgang vom Magen zum Darm. Auch die zwei Liter Eiscreme sind noch nicht vollständig geschmolzen. Das sorgt jetzt für ein unangenehmes Nachnässen an der Prostata. Am meisten Unbehagen bereiten aber immer noch die unzerkaut verschlungenen Sternfrüchte. Mühsam zwingen sie sich durch die Windungen des Zwölffingerdarms, vorbei an ganzen, immer noch von der Magensäure verschonten, Honigmelonen. Erst das schmerzhaft aber befreiende Kratzen am Enddarm, gefolgt von dem Wohlklang in das Klosett plumpsender Austernschalen, leitet die Genesung am Nachmittag ein. Bis zum Abendessen verabschieden sich dann auch die Kapern. Vom Prozeß der Verdauung noch gänzlich unbeschädigt, sind sie den Olivenkernen, die ich in meinem Freßanfall auszuspucken vergessen hatte, sehr ähnlich und fast zu schade zum herunterspülen. Das alles ist bald vergessen. Derweil hat eine neue All-you-can-eat Bar eröffnet und wartet nur darauf erkundet zu werden.

Nur der Vollständigkeit wegen erwähnt sei die Erscheinung der „Open Bar“. In ihr kann man nach dem Bezahlen eines Festpreises seiner Trinklust freien Lauf lassen. Nur die Bandbreite der dargebotenen Drinks ist eher bescheiden. Und ihre Qualität garantiert einen Bilderbuch-Kater für den nächsten Morgen. Beeindruckend, wie spendabel manche Herren in Open Bars werden. Besonders Schotten, nützen die Gelegenheit und laden die ganze Nacht Freunde und Feinde zu einen Drink. Amerikaner hingegen erkennt man daran, daß sie an ihren Gläsern nur ein Mal nippen, bevor sie die nächsten ordern.

Auch die Schwaben haben ein verräterisches Merkmal. Unentwegt bin ich damit beschäftigt, irgendwelchen Damen meine Aufwartung zu erweisen. Sie wissen es leider nicht zu schätzen und schlagen meine großzügig gereichten Drinks aus. So gesehen erweist sich die Open Bar als eine asexistische Institution. Mädchen sehen sich nicht mehr genötigt, sich für einen Drink zu revanieren. Enttäuscht ziehen die Freier ab, ebenso solo wie sie gekommen waren.

In vielen Drittweltländern – von den Antillen bis Simbabwe – gibt es kaum Waschmaschinen, geschweige den Waschalons. Schlechte Erfahrungen machte ich mit dem Service von Wäscherinnen: Meist ist die Wäsche danach schmutziger als vorher. Der Geruch der Wäsche verrät, daß der Wäscheplatz am Fluß unweit des Geschirrspülplatzes liegen muß. Fremde Speise- und Kautabakreste auf dem Hemd mögen dekorative Batiken abgeben, ich hingegen entwickelte schon gegen ihren Geruch eine Abneigung. Da ist mir mein monatelanger Schweiß noch lieber, obwohl meine Frau da anderer Meinung ist. Kurzum – nutzen auch Sie bei Einladungen die seltene Gelegenheit eine Waschmaschine zu benutzen. Sie werden schon bald feststellen, daß das gar nicht so häufig sein wird. Denn abgesehen davon, daß diese Maschinen selten sind, funktionieren sie noch seltener.

Praktisch beim Reisen sind Studentenkarten und Jugendherbersausweise. Ein guter Reisebegleiter ist auch ein Presseausweis. Verliebte Blicke der Conciergedamen folgen mir, wenn ich mittels Presseausweis die VIP-Lounges und Presseclubs dieser Welt ansteuere. Der Mop mit Studentenkarte hingegen erntet allenfalls Bedauern. Und auch die Kontrolleure, ob im Kino oder im Theater drücken mir ihre Bewunderung aus, ob nun durch Ziehen ihres Hutes, eine Verbeugung oder einen schlaffen Händedruck. Mich läßt das längst kalt. Man gewöhnt sich daran, gern gesehen zu sein. Woher aber einen Presseausweis nehmen, ist die berechtigte Frage. Auch das ist leichter als man glaubt. Hat man erst einmal den deutschsprachigen Raum verlassen, braucht man nämlich gar keinen richtigen Presseausweis mehr. Ich bin jahrelang erfolgreich mit meiner Schwimmbadkarte zu rechtgekommen. Ein bis zwei Fotoapparate um den Hals und ein großkotziges Auftreten perfektio-

nieren die Journalistentarnung zusätzlich. Und falls jemand trotzdem auf die Idee kommt nachzufragen, dann heißt eben meine Zeitung „Schwimmbad“ und die Ausweisgültigkeit beträgt zehn Jahre, identisch mit der Zahl zehn auf meiner Zehnerkarte. Mittlerweile habe ich das nicht mehr nötig, bin stolzer Besitzer eines gefälschten Presseausweises. Bangkok und Hongkong sind die richtigen Adressen für billige Fälschungen. Übrigens auch als Eintrittskarte in Discotheken erweist der Presseausweis seinen Dienst.

Als Elektromobilist benötigte ich den Presseausweis nur selten. Ich brauchte nur mit meinem exotischen Gefährt vor dem Türsteher vorzufahren und der nächste Freisuff war garantiert. Regelrecht gefährlich wurde es, wenn sich mehrere Discos an einem Platz befanden. Hier rissen sich die Besitzer darum, mich als Ehrengast bewirten zu dürfen. Ich selber vermochte mich gerade noch vor den zudringlichen Bardamen und leider auch Herren zu beschützen. Schon schwieriger war es das Auto zu schützen. Besonders die amerikanischen Parkingboys rissen sich darum, meinen Wagen zu parken. Das endete nicht selten mit einer Spritztour. Wenn der Strom dann zu Ende war, ließen die Halunken das Auto einfach am Straßenrand. Einzig auf die Polizei konnte ich mich hier verlassen. Pünktlich zum nächsten Gebrauch stellte sie es mir wieder zu. Ich brauchte nur eine Notiz mit meiner Adresse zu hinterlassen. Manchmal nutzte ich das aus, gab eine Hoteladresse an meinem nächsten Bestimmungsort an, setzte mich in den Nachtbus und holte mein Vehikel 1000 Kilometer weiter wieder ab. Selbst der Notiz meinen Wagen wieder aufzuladen, kam man bereitwillig nach. Manchmal stimmt es eben doch: Die Polizei dein Freund und Helfer. Nur eines ließen sich die Polizisten nicht nehmen. Der Wagen wurde natürlich ausgeraubt. Zwei mal auf diese Art um mein Gepäck gebracht, entschloß ich mich einfach nichts mehr nachzukaufen. Ich kam mit einem einzigen Satz Kleider an meiner Haut gut zurecht. War ich diese Kleider leid, so folgte ich dem guten Beispiel Sankt Martins. Die Slumbewohner freuten sich. Und ihnen macht ein Loch in der Hose nichts aus. Ich derweil konnte mich mit dem guten Gefühl eines Pfadfinders wieder neu einkleiden.

Das Stichwort Fest läßt den erfahrenen Schnorrer bereits ahnen, daß es darum geht, sich auf irgendwelchen Privatfeiern durchzufressen. Abgeraten sei allerdings von Geburtstagsfeiern, da das Geburtstagskind schon einmal den Wunsch verspüren kann, sich mit dem unbekanntem Gast zu unterhalten. Das kann mit einem unangenehmen Rausschmiß enden. Ansonsten gilt: Genieße ohne zu beanspruchen, bediene dich des Gebotenen, ohne des Versagten zu bedürfen.

Eine erfolgversprechende Sache, vor allem im arabischen Raum, ist das Aufsuchen teurer Hotelanlagen. Besonders an Wochenenden wird dort mit ziemlicher Sicherheit im Kreis der Oberen Zehntausend eine Beschneidung oder sonst irgend eine Ferkelei der Familie gefeiert. Spätestens zwei Stunden nach Sonnenuntergang, wenn die Augen der geladenen Gäste, blutunterlaufen und vom Alkohol glasig gerötet, die fortgeschrittene Stunde des Festes verraten, sollte man wie zufällig aufkreuzen. Etwas Selbstbewußtsein gehört dazu – aber das braucht nicht erst erlernt werden - einem Kind ist es angeboren. Leider verlernen es viele Erwachsene. Ein Smoking ist natürlich immer von Vorteil. Und schon klappt auch die Hochstapelei während der vermeintlichen Small-talks. Das Andeuten, der Juniordiplomat seiner Botschaft zu sein, der gerade seine Freundin, die Tochter des Fürsten von Monaco ausführt, könnte allerdings zu viel des Guten sein. Man wird sich nämlich vor Umarmungen und Ehrerbietungen schwerlich retten können. Also heißt es bescheiden bleiben. Als „Sohn des Polizeipräfekten“, mit der „päpstlichen Nichte“ schränkt man die nervenden Freundschaftsbekundungen schon erheblich ein und erhöht sogar noch die Menge der dargereichten Kulinarier auf seinem Teller. Denn wer verscherzt es sich schon gerne mit dem zukünftigen Polizeichef. Denn in einem System der Erbpacht – auch für Ämter – ist es klar, daß der Sohn des Präfekten irgendwann selbst zum Präfekten wird.

Narrenfreiheit hat man bei Hochzeiten, denn hier kommen zwei fremde Sippen zusammen. Hochzeitstafeln sind deshalb weltweit die beliebtesten Treffs der Schnorrerszene. Am Büfett trifft man

alte Freunde. Hier werden Neuigkeiten ausgetauscht. Das Hochzeitsschnorren ist so stark ausgeprägt, daß die Insider genau wissen, wer bei welcher Party dabei war und wer nicht.

„Wo ist eigentlich Hugo“, werde ich von der Seite schmatzend gefragt.

„Hab’ ihn schon seit Wochen nicht gesehen“

Hugo gilt als unangefochtener König unter den Abstaubern. Wo Hugo ist, da tanzt der Bär. Seine Abwesenheit beschert uns irgendwie das Gefühl, womöglich auf der falschen Feier zu sein.

„Man hat ihn im Ausland gesehen“, mischt sich eine schmatzende Stimme aus der Mövenleberpastete ein.

Der Nachtisch weiß mehr und tut dies auch durch ein vollbackiges „Ja, an der Côte d’Azur“ kund.

„Na ja, wir können ja nicht überall sein“, bestätigt jemand aus der Ecke und unterstreicht seine These mit einem unverkennbaren Austernröpser.

Nur aus der Selbstbedienungsbar lallt einer unzufrieden:

„Es gibt nichts mehr zu saufen, Jungs!“

„Wo bleiben eigentlich die Freudenmädchen?“, wirft irgend ein ungeduldiger Frischling ein und bestätigt durch eine langgezogene Darmentgasung seine Unkultiviertheit. Allerdings ist das für uns andere das duftende Zeichen, sich nun tatsächlich sinnlichen Freuden zuzuwenden und die abgenagten Knochen den Familien der Braut und des Bräutigams zu überlassen.

Glaubt aber nicht, daß nur verkappte Existenzen auf fremden Parties schnorren. Politiker, Kulturschaffende und Wirtschaftsführer der obersten Riege geben sich dabei die Türklinke von einer Hand in die andere. Schnorrerparties sind wahre Jobbörsen. Mir selber wurde der Posten eines Aufsichtsrates bei der Deutschen Bank angeboten.

„Vielleicht das nächste mal“, dankte ich.

Man braucht gar nicht auf großer Fahrt zu sein, um klein Tricks für sich wirken zu lassen. Schwarzfahrten in Zügen etwa kann man entweder schweißgebadet überstehen mit dem Bewußtsein eines Genleman. Der Trick: Man kaufe statt einer einzigen Fahrkarte mehrere für Teilstrecken der Route. Bei einer Kontrolle, zeigt man dann nur jene Fahrkarte, die gerade gilt. Meistens, so lehrt die Erfahrung, bleibt es bei dieser einen Kontrolle, vor allem wenn Sie dem Schaffner irgendwie aufgefallen sind. Dabei müssen Sie nicht den Clown spielen. Es genügt schon, Essen oder auch nur Essensverpackungen vor sich auszubreiten. Logischer Gedanke dabei auch bei Schaffnern wird immer sein: „Aha, ein Reisender, der schon lange dasitzt – also auch schon längst kontrolliert wurde.“ Ob Sie dabei dösen, ganz unbeteiligt tun oder den Mann fest anblicken, bleibt Ihnen überlassen. Nur glaubhaft soll es sein und ohne Angst. Daß sich ein Kontrolleur die Bestimmungsorte der Zuggäste merkt, ist übrigens unwahrscheinlich. Und wenn doch, dann haben Sie ja eine Fahrkarte oder zahlen eben nach. Die nicht benötigten Karten kann man wieder zurückgeben, allerdings unter Abzug einer Bearbeitungsgebühr. Schlauer ist es, sie für die Rückreise zu verwenden oder auch für eine andere Fahrt. Viele Schaffner lassen sich nämlich darauf ein, unverbrauchte Fahrkarten für ähnlich Strecken auch noch nach Monaten anzuerkennen.

Auf mein Dasein als reisender Schmarotzer rückblickend, muß ich feststellen:

Ich wollte die Welt verbessern; nun hat sie mich verschlechtert.

Aber ich tröste mich mit dem Gedanken:

Pioniere bewegen sich immer am Rande der Legalität.